

(Nachdruck verboten.)

23]

## Das Duell.

Roman von A. Kuprin.

Einzig autorisierte Uebersetzung von Adolf Gese.

Olizar band eine Serviette als Schürze um, eine andere als Tuch über den Kopf und machte den Koch Lukitsch aus dem Offizierskasino nach. Fortwährend wurden die Plätze vertauscht, damit die Damen mit den Herren bunte Reize machten. Man mußte in unbequemer Stellung halb sitzen, halb liegen, das war neu und reizend. Und aus diesem Anlaß sagte der schweigsame Leschtschenko plötzlich zum allgemeinen Erstaunen und zur Belustigung — schwülstig und dumm:

„Die Gesellschaft war hingelagert wie alte Römer und Griechen.“

Schurotschka plazierte neben sich auf der einen Seite Talmann, auf der anderen Romaschow. Sie war ungewöhnlich redselig und lustig und schien so erregt, daß es vielen auffiel. Nie hatte Romaschow sie so bezaubernd hübsch gefunden. Er sah, wie ein großes, neues Gefühl fieberhafter Erregung sie durchströmte, in ihr zitterte und nach außen drängte. Bisweilen wandte sie sich wortlos zu Romaschow um und sah ihn vielleicht nur eine halbe Sekunde länger als nötig war und als sie es sonst tat, an. Aber jedesmal empfand er in ihrem Blick dieselbe ihm unverständliche glühende Anziehungskraft.

Dsadschi, der allein am Tischende saß, erhob sich und kniete nieder. Er schlug mit dem Messer ans Glas, und als Stille eingetreten war, begann er in einem tiefen Brustton, der die reine Waldluft in hohen Wogen durchschaukelte:

„Also, meine Herren . . . trinken wir das erste Glas auf die Gesundheit unserer schönen Wirtin und unsers lieben Geburtstagskinds. Gebe Gott ihr alles mögliche Glück und den Rang einer Generalin.“

Dann hob er ein großes Glas hoch und brüllte mit aller Macht seiner schrecklichen Stimme:

„Hurra!“

Es schien, als wenn das ganze Gehölz unter dieser Löwenstimme stöhnte, und schallendes Echo lief zwischen den Bäumen hin. Andrusjewitsch, der neben Dsadschi saß, fiel in komischem Schrecken auf den Rücken und stellte sich wie betäubt. Die übrigen schrien lustig. Die Herren gingen zu Schurotschka, um mit ihr anzustoßen. Romaschow blieb absichtlich der letzte, und sie bemerkte das. Sie wandte sich zu ihm und streckte ihm schweigend mit sonderbarem Lachen ihr Glas mit Weißwein hin. Ihre Augen wurden in diesem Augenblick plötzlich größer, wurden dunkler, und die Lippen bewegten sich ausdrucksvoll und brachten tonlos ein Wort hervor. Sofort wandte sie sich dann um und sprach lachend mit Talmann. — „Was hat sie gesagt,“ dachte Romaschow. „Ach, was hat sie gesagt?“ — Das erregte und beunruhigte ihn. Er bedeckte unmerklich das Gesicht mit den Händen und bemühte sich, mit seinen Lippen dieselben Bewegungen zu machen wie Schurotschka; er wollte auf diese Weise die Worte herausbringen, aber es kam nichts zuwege. „Mein Lieber?“ „Ich liebe Sie?“ „Romaschow?“ — Nein, nicht das, nur eins wußte er, das es ein dreisilbiges Wort war.

Dann trank man auf Nikolajews Gesundheit und Erfolg seines zukünftigen Generalstabsdienstes. Trank in einer Stimmung, als wenn niemals jemand daran gezwweifelt hätte, daß es ihm wirklich gelingen würde, endlich auf die Akademie zu kommen, dann trank man auf Schurotschkas Vorschlag ziemlich lässig auf die Gesundheit des Geburtstagskinds Romaschow. Trank auf die anwesenden Damen und auf alle Anwesenden und auf alle Damen überhaupt und auf die Gesundheit des Regiments und auf die „unbesiegbare russische Armee . . .“

Talmann, der schon ziemlich betrunken war, erhob sich und schrie heiser mit gerührter Stimme:

„Meine Herren, ich schlage vor, auf die Gesundheit unsers lieben, unsers vergötterten Kaisers zu trinken, für den jeder von uns bereit ist, seinen letzten Blutstropfen hinzugeben!“

Die letzten Worte brachte er mit unerwartet zarter, pfeisender Zistelfstimme heraus, weil der Atem in seiner Brust

nicht ausreichte. Seine schwarzen, räubermäßigen Zigeuner-  
augen mit gelblichem Weiß blinzelten plötzlich hilflos und  
kläglich, und über seine braunen Wangen flossen Tränen.

„Hymne, Nationalhymne!“ verlangte die kleine, dicke  
Andrusjewitsch entzündet.

Alle erhoben sich, die Offiziere legten die Hand an die  
Mütze, unharmonisch, aber begeistert klang es durch den Wald.  
Und am allerlautesten und verkehrtesten, mit einem noch  
traurigeren Gesicht als gewöhnlich, sang der empfindsame  
Hauptmann Leschtschenko.

Ueberhaupt wurde viel getrunken, wie stets im Regiment,  
bei gegenseitigen Besuchen, im Kasino, bei feillichen Gelegen-  
heiten und Picnicks. Es sprachen schon alle auf einmal, und  
einzelne Stimmen konnte man nicht mehr unterscheiden.  
Schurotschka, die viel Weißwein getrunken hatte und über und  
über rot war, mit Augen, deren Pupillen ganz schwarz schienen,  
und feuchten, roten Lippen, beugte sich plötzlich nahe zu  
Romaschow hin.

„Ich mag diese kleinstädtischen Picnicks nicht; es ist stets  
etwas Kleinliches und Gewöhnliches damit verbunden,“ sagte  
sie. „Ich mußte es ja meines Mannes wegen vor der Abreise  
tun, aber mein Gott, wie ist das alles dumm! Man hätte ja  
alles bei uns zu Hause im Garten machen können — Sie  
wissen, was wir für einen reizenden Garten haben — einen  
alten, schattigen. Und trotzdem bin ich heute, ich weiß nicht  
warum, wahnsinnig glücklich. Herr Gott, wie bin ich glücklich!  
Nein, Romaschow, Lieber, ich weiß warum und ich will es  
Ihnen denn sagen, und sage es Ihnen . . . Ach nein, nein,  
Romaschow, ich weiß nichts, gar nichts.“

Die Lider ihrer schönen Augen waren halb geschlossen,  
und in ihrem ganzen Gesicht lag etwas lodend Versprechendes  
und quälend Unruhiges. Sie war bezaubernd schön, und  
Romaschow, der sie noch nicht verstand, fühlte mit geheimem  
Instinkt die leidenschaftliche Erregung, die Schurotschka er-  
griffen, an sich selbst; fühlte sie am süßen Zittern, das ihm  
durch Hände, Füße und durch die Brust lief.

„Sie sind heute ungewöhnlich, was ist Ihnen?“ fragte er  
flüsternd.

Sie erwiderte plötzlich mit einer Art naiven, schüchternen  
Erstaunens:

„Ich sage Ihnen, daß ich es nicht weiß. Ich weiß es  
nicht. Sehen Sie: der Himmel ist blau, das Licht ist blau . . .  
Und in mir herrscht auch eine Art sonderbarer, blauer Stim-  
mung, eine Art blauer Freude! Gießen Sie mir noch Wein  
ein, Romaschow, mein lieber Junge . . .“

Am andern Ende des Tischendes unterhielt man sich von  
dem bevorstehenden Kriege mit Deutschland, den viele als eine  
unabänderliche Tatsache anahen. Es entstand Streit und  
Geschrei bei mehreren zugleich, ohne jeden Grund. Plötzlich  
ertönte die böse, entschlossene Stimme Dsadschis. Er war  
fast betrunken, aber das kam bei ihm nur darin zum Aus-  
druck, daß sein hübsches Gesicht schrecklich blaß war und der  
schwere Blick seiner großen, schwarzen Augen noch finsterner.

„Unfönn!“ rief er scharf. „Ich behaupte, daß alles das  
Unfönn ist. Der Krieg ist entartet. Alles in der Welt ent-  
artet. Die Kinder werden als Idioten geboren, die Weiber  
sind schief und krumm geworden, und die Männer haben ihre  
Nerven. Ach — Blut! Ach, ich falle in Ohnmacht.“ — rief  
er in spöttisch nasebindem Tone. „Alles das geschieht nur,  
weil die Zeit der richtigen, wilden, unerbittlichen Kriege vor-  
über ist. Ist das noch Krieg? Auf fünfzehn Werst Entfernung  
geht es — bau! Und du hehrst als Held nach Hause zurück.  
Mein Gott, denkst du, welche Pracht! — Wirt gefangen ge-  
nommen: „Ach, Liebster, ach, Freund, willst du nicht etwas  
rauchen? Oder etwas Tee trinken? Hast Siebe, Kermisler? Ist  
dir so bequem?“ U — u! — Dsadschi knurrte drohend und  
senkte den Kopf, wie ein Stier, der stoßen will. „Wie man im  
Mittelalter kämpfte, das verstehe ich. Nächtlicher Sturm. Die  
ganze Welt steht in Flammen. „Für drei Tage wird die Stadt  
den Soldaten zur Plünderung überlassen!“ Man dringt ein.  
Blut und Feuer. Den Weinfässern werden die Böden aus-  
geschlagen. Blut und Wein schwimmt auf der Straße. O,  
wie herrlich waren diese Gelage auf Ruinen. Weiber — nackte,  
schöne, weinende Weiber wurden an den Haaren herbei-  
geschleppt. Es gab kein Erbarmen. Sie waren die süße  
Beute der Tapferen! . . .“

„Aber verbreiten Sie sich nicht allzusehr über den Gegenstand,“ bemerkte Soffja Pawlowna Talmann scherzend.

„Nachts brannten die Häuser, und Wind wehte, und im Winde schaukelten die schwarzen Körper der Geheulenen am Galgen, und über ihnen krächzten die Raben. Unter den Geheulenen aber brannten Scheiterhaufen und schmausten die Sieger. Gefangene gab es nicht. Wozu Gefangene, wozu ihre Kräfte lahm legen? Ach!“ stöhnte Dsadjich grimmig mit zusammengepreßten Zähnen. „Was war das für eine verwegene, für eine wundervolle Zeit! Und der Kampf! Wo man Brust an Brust socht und stundenlang kaltblütig in tierischer Wut kunstfertig miteinander socht. Was wären das für Menschen, wela schreckliche Körperkraft! Meine Herren!“ Er stellte sich auf die Füße und richtete sich in seiner ganzen ungeheuren Länge auf, und seine Stimme klang begeistert und verwegen. „Meine Herren, ich weiß, Sie alle haben aus der Kriegsschule schwindstüchtige, wässrige Begriffe vom gegenwärtigen humanen Kriege mitgebracht. Aber ich trinke . . . selbst wenn niemand mir beibringt, trinke ich allein auf die Freude früherer Kriege, auf die fröhliche, blutige Grausamkeit!“

Alle schwiegen, wie betäubt von der unerwarteten Ekstase dieses gewöhnlich finsternen, schweigsamen Mannes und blickten ihn voll Neugierde und Furcht an. Aber plötzlich sprang Wagalama von seinem Platze auf. Er tat das so unerwartet und geschwind, daß viele zitterten und eine Dame vor Schreck aufschrie. Seine Augen rollten und blickten wild, die fest zusammengepreßten Zähne waren raubtierartig entblößt. Er leuchtete und fand keine Worte.

„O, o! . . . ich . . . ich verstehe das!! Ah!“ Er preßte mit krampfhafter Gewalt, wie voll Wut Dsadjichs Hand und schüttelte diese heftig. „Zum Teufel mit dieser Weichherzigkeit! Zum Teufel das Mitleid! Ah! Dreingehauen!“

Er mußte sein Barbarenherz, in dem für gewöhnlich uralter, angeerbter Blutdurst heimlich schlummerte, irgendwie erleichtern. Mit blutunterlaufenen Augen sah er um sich, riß plötzlich den Säbel aus der Scheide und hieb wahnstinnig auf eine Eiche los. Zweige und junge Blätter flogen auf das Tisch-tuch und bestreuten wie mit einem Regen alle Dastehenden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Von Adalbert Stifters Poesie.

Es ist seltsam bei uns Deutschen, daß uns das eigentlich Dichterische immer am stärksten und reinsten, ich möchte sagen: am eigentümlichsten im Lyrischen erscheint. Wir reden dann erst von der Poesie mit der rechten warmen Herzlichkeit, mit dem schönen und innigen Ergriffenheit, wenn wir diesen Puls des Lyrischen erfühlen, wenn uns die Wärme seines Blühens überströmt und das gibt, was einzig wir nur haben und wofür nur unsere Sprache ein Wort hat: Stimmung. Unsere Stärke und unsere Schwäche liegt darin — und zu Zeiten können wir der Auflösung dieses Lyrischen in Lyrismus laum Herr werden. Die besten deutschen Erzähler, sie sind darum alle Lyriker, auch wenn sie keine Gedichte schreiben: Storm, Raabe, Keller, bis in die neueste Zeit. Auch Stifter gehört in diese Reihe, in dem doppelten Sinne des guten Erzählers und latenten Lyrikers.

Man liest eine Stiftersche Erzählung wie ein Märchen. Man verliert sich ganz in ihr, in ihrer unwirklichen Wirklichkeit, in ihrer Pracht und Anschaulichkeit, in ihren kleinen Zügen und reichen Beobachtungen, in Farben und Bildern, in weitstreichenden Herzlichkeiten und herzlichen Schönheiten. In Schönheit und Einfachheit, in dieser Liebe zu allem und jedem, die das Grob-wirkliche abschleift, überglänzt und verklärt. In dieser seelenvollen Hingabe, die die Phantasie ganz Herr werden, sich ausbreiten, zuzeiten ausschweifen läßt und das Feste auflöst, das Harte mildert und alles mit dem Glanze der Unschuld und Raubtät überleuchtet. Die sich selbst „dichterische Feste“ gibt und immer die eigene Seele überströmt, im Klüden sie verbergend, im Verbergen sie klüden, immer teil habend und immer teil gebend, in diesem Sinne Wortes, daß in bezug auf das wirkliche Erleben „zuletzt doch alles und meist nichts bleibt wie es war“. Diese eigene Seele ist es ganz allein, die die Mängel der dichterischen Schönheiten Stifterscher Kunst löst, es ist dieser Subjektivismus der starken Gefühlswelt, der auch in der objektiven Darstellung — der in der Natur-schilderung wie in der Menschen-auffassung durchdringt, öfters mitreißt, in den Schwächen sein Recht behält, in den stärksten Stellen triumphiert — immer wirkt — von der ersten Erzählung des „Kondor“ an, in den „Feldblumen“, in der „Mappe des Urgroßvaters“, in der „Warrenburg“, im Schwelgen des „Hochwalds“, in den feinen Verstedtheiten des eigenen Erlebens und der Heimatliebe im „Heidedorf“ — in der objektiven Darstellung des „Abdias“ und der „Brigitta“, — im „Hagestolz“, in Einzelheiten des „alten Siegels“, in den „Bunten

Steinen“ bis zuletzt in den allen weitstreichenden Schildereien und weiten Blässen der umfangreichen Alterswerke wie „Nachsommer“ und „Witilo“. Es ist ein träumerischer Sinn, dem alles Gleichnis wird, der sich in diesem Gleichnisthaften erst genügen und befriedigen kann, die Wiederholung vergißt und das Eindringen, der schwelgt und sich ergeht, nicht sich Zeit läßt zum Zergliedern und sich doch wieder in den Einzelheiten, im Detail, ganz ausgibt. Im „Hochwald“ steht die Stelle, die das deutlich belegt: „Man stand einen Augenblick stumm, die Herzen der Menschen schienen die Feier und Ruhe mitzufühlen; denn es liegt ein Anstand, ich möchte sagen ein Ausdruck der Tugend in dem von Menschenhänden noch nicht berührten Antlitz der Natur, dem sich die Seele beugen muß, als etwas Reuschem und Göttlichem — und doch ist es zuletzt wieder die Seele allein, die all ihre innere Größe hinaus in das Gleichnis der Natur legt.“ Diese Seele wurde ihres Suchens nach Tausenden solcher Gleichnisse nicht müde und schuf sich in unzähligen Bildern und Bildchen ihr Erleben, ihre Innigkeit, ihre Liebe, ihre Träumereihaftigkeit und Sehnsucht zur Darstellung, um sich selbst zu bespiegeln, sich im Widerschein dichterischer Klarheiten den Dämmer ihres Erlebens, ihrer Erinnerung und ihres Genießens zu erhöhen und auszugestalten, sich Rechenhaft zu geben, sich an Welt und Menschen, an Natur und Leben zu verlieren, um sich in dem Spiele der Phantasie nur wieder schöner zu heften. Es ist ein wunderbarer und oft wunderlicher Optimismus darin, der von keinem Steptizismus berührt ist und den der blasse Steptizismus unserer Tage, der das Leben lieber begeistert als es zu verschönern, nicht genießen mag. Es ist eine Weichheit und Verschwonnenheit darin, die man für sich und an sich genießen muß, ohne Härte von ihnen fordern zu wollen. Poesie will genommen sein wie man sie findet, nicht, wie defabente Abgeleibtheit fordern zu müssen glaubt.“ „Von meiner Kindheit an war immer etwas in mir wie eine schwermütig schöne Dichtung, dunkel und halbbewußt, in Schönheitssträumen sich abmühend.“ Das ist das eine, das uns Stifter anschliefen hilft. Und das andere ist dieses: „Meine Seele bin ich, d. h. eben jenes spähige, phantasierende Ding, das nebenher oft gerührter ist als kluge Leute leiden können.“

Als „Geschichten“, als „Handlung“ stehen Stifters Erzählungen meist auf schwachen Füßen. Es ist etwas von der Jean Paulschen Art in ihnen, das Geschehen aufzulösen, die Schilderungen und Einzelheiten, Reflexionen und Neben-sächlichkeiten überwuchern zu lassen. In einigen Geschichten ist an das Schwierigste und Verborgenste des Lebens gerührt, aber es ist nichts als Problem behandelt. Es ist eine ganz und gar problemlose Kunst. Man muß nur einmal denken im „Hochwald“ etwa: die Liebe des Burgfräuleins zu dem feindlichen Schweden — im „alten Siegel“: die Untrene der Cöleste — in der „Warrenburg“: der Ehebruch — im „Abdias“: das magnetische Kind oder der Geiz des Juden, der seinen Besitz verschwendet — im „Hagestolz“: die Liebe, die sich in Härte äußert — in „Brigitta“: das Sichentfernen von einander und Wiederfinden in der Freundschaft zu tieferem Lieben, — wo man eine Erzählung auf das Problem stellen mag, und das Seltsame ist, daß man es fast immer kann — was bedeutet ihr dieses Problem! Es ist nirgends Hauptsache, nirgends das Eigentliche geworden. Psychologisch ist das ein großer Mangel, Stifters Menschen hatten dieses Vorbeigehen zu büßen. Er hat keine Siegel der Menschen gelöst, aber an den Siegeln des Menschlichen lösen helfen. Er hat nicht psychologisch analysiert, er ist nicht in das Innere des Menschen, in ihr Tiefes zum Zwecke der Darstellung gedrungen. Aber er hat nicht selten an das Feinste gerührt, er hat in anheimelnd neben-sächlichen Bemerkungen gewissermaßen sein Wissen davon dargetan, er hat in einem kleinen Geschehen das Verborgene und Verzweigte, ein Gebundenes und Unbewußtes ein Zeichen geben lassen. Wie wunderbar, darauf gesehen, ist z. B. einmal der Dialog zwischen den jungen Leuten im „Hagestolz“, wie entzückend in zagen Worten aufklingend das verstedte Liebespiel und Liebesbekenntnis im „Hochwald“, wie fein das Verhalten der jüngeren Schwester, die die ältere im Momente ihres Liebesbekenntnisses mit neuen Augen ansieht. Und etwa die Bemerkung über Ditha in „Abdias“: „den Fuß konnte sie nicht, weil sie keine Mutter hatte“, — oder das Verhalten des Obristen in der „Mappe meines Urgroßvaters“, wie der Doktor Selbstmord begehen will, — der Dialog zwischen Brigitta und ihrem Gatten, und so noch viel mehr von beiläufiger Psychologie, die allerdings mehr kündigt, als daß sie dargestellt wird. Die festesten und unrissesten Gestalten sind vielleicht der einiame Jude Abdias, Brigitta und der alte Hagestolz, eigenartige Klänge, die ihr Leben für sich haben und in ihrer Originalität wieder ihren Lebenssinn. Viele Gestalten sind nur Schemen, stark in dieser schemenhaften Wirkung und durch sie erst recht wirksam zum Beispiel die uralte Großmutter in „Heidedorf“ oder der alte Kastellan in der „Warrenburg“. Viele sind zu schön, um wahr zu sein und die volle Wirklichkeit behalten zu können. Viele sind bedeutungslos an sich und wirken nur als Mittel zur Darstellung, zur Naturdarstellung insbesondere, wie etwa der Birt in der grünen Fichtau, Protopus, der düre Pfarrer in „Kalkstein“, und die Gestalten in „Granit“, den „Feldblumen“ und „Kondor“. Alle sind sie Teil der Natur und lösen sich gewissermaßen in ihr auf, nur etwa in „Abdias“ und „Brigitta“ ist es anders. Hier wird die Natur deutlich Wissen für die Menschen. Ein grübelnder Seelenkinder wie Hebbel freilich konnte den Anteil des Dichterherzens nicht als Entschädigung

gelten lassen. Darum schrieb er die den Dichter tief verstimmende Distichen gegen Stifter:

Wißt, ihr, warum euch die Käfer, die Butterblumen so glücken?  
Weil ihr die Menschen nicht kennt, weil ihr die Sterne nicht seht!  
Schautet ihr tief in die Herzen, wie könntet ihr schwärmen für Käfer?  
Säht ihr das Sommenhiesem, sagt doch, was wär euch ein Strauß?  
Aber das mußte so sein: damit ihr das Kleine vortrefflich  
Liefertet, hat die Natur klug euch das Große entrückt.

Stifter hat dann in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“ seine Auffassung von klein und groß in den besonderen Beziehungen der Natur und des Menschen dargelegt, nicht sehr stichhaltig allerdings.

Es ist alles einfach, was sich in den Geschichten zuträgt, Liebe und Ehe — und meist ist der Abschluß für alles eine glückliche, eine recht glückliche und gesegnete Ehe. Märchen auch darin, und darin wieder das stärkste des Dichters eigener Anteil, das, was von ihm Teil ist. „Und wie bedeutungslos ist diese Geschichte; sie geht nur zum Großvater oder Urgroßvater zurück und erzählt oft nichts als Kindtaufen, Hochzeiten, Begräbnisse, Versorgung der Nachkommen — aber wozu ein unfassbares Maß von Liebe und Schmerz liegt in dieser Bedeutungslosigkeit.“ heißt es in der „Mappe meines Urgroßvaters“. Die Menschen sind dann darin auf eine immer gleiche Grundform — oder Formel sogar — zu bringen, auf: das Gutsein und das sanfte Gesetz der Schönheit. „Es ist ein sanftes Gesetz der Schönheit, das uns zieht,“ sagt Brigitta zu ihrem Gatten. Es ist das Gutsein, das gereinigt und zusammengeführt, darin die Menschen geprüft werden, das den Menschen wert macht und ihn erkennen läßt. Das Gutsein berechtigt und süht, im Gutsein liegt alle Kraft des Wirkens, liegt des Menschen Eigenart, die freilich keine andere sein soll, als die der ganzen Natur, keine andere als das „Gesetz der Schönheit, die im Herzen liegt. Darin wurzeln die Kräfte, die nach dem Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken.“ „Es ist das Gesetz dieser Kräfte, das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet, geehrt, ungeschädigt neben dem anderen bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle anderen Menschen ist.“ In diesen liebenswürdigen, herzwarmer Utopismus des Gutseins klingt es fast hart, wenn es einmal heißt: „Wer zuweilen nicht den Steinblock der Gewalt schleudern kann, der vermag auch nicht vom Urgrund aus zu wirken und zu helfen.“ Wie er sich selbst ganz in dieser Art fühlt, oder wenigstens zu dieser Vollkommenheit sich bemüht, so erkennt er auch die Menschen. Im Manne bewertet er: „sein eigenes einfältiges, metallartiges, goldreines Männerherz“, im Weibe „Liebe — und Verzeihen“. „Denn die reinigendste, die allerhöchste Blume der Liebe, aber nur der höchsten Liebe, ist das Verzeihen, darum wird es auch immer an Gott gefunden und an Müttern. Schöne Herzen tun es öfter — schlechte nie.“ Im Verzeihen und Gutsein beruht die Stärke, sie sind die Stärke: „Haß und Zank zu hegen oder zu erwidern, ist Schwäche — sie übersehen und mit Liebe zurückzugeben, ist Stärke.“ Märchendichter, der die Wirklichkeit in goldenen Schimmern sieht, der die Edelmetalle, die glänzenden, reinen, klaren, aus den Schächten des Lebens schürft und sich mit Kinderaugen an ihnen ergötzt. Kinderaugen des Ergehens, Trunke des Träumers — Manneswille seines schöpferischen Wirkens! „Diese Seele griff immer weiter um sich, der Himmel des Erschaffens senkte sich in sie; grüne Hügel schwellten sich, Quellen rannen, Neben flüsterten, und in das öde Steinfeld war ein kraftvoll weiterstrebend Heldenlied gedichtet. Und die Dichtung trug, wie sie tut, auch ihren Segen.“ Die Dichtung, die erst ein Fest war, das sich der Dichter selber gibt, ist eine Forderung geworden. Diese anscheinend und in ihrer ganzen Art so vom Leben losgelöste Kunst, sie sieht gerade im Leben ihren Zweck, sie hat ihren Zweck für das Leben. Auf das Wachsende und Fördernde, auf das Ganze und Allgemeine geht ihr Sinn; darum fügt es sich auch ganz selbstverständlich in diese verschönte Ausgeglichenheit ein, wenn wir gelegentlich harte und klare, sachliche, ja sogar streitbare Worte der Beurteilung und Beurteilung des Bestehenden lesen, wie etwa über die Stridstrumpf- und Kochherdfrauen — Jean Pauls Stimme klingt wieder ein wenig mit — über den Krieg, über das soziale Verhältnis der Menschen zueinander, über die soziale Frage und so weiter. Es ist auch dies hergeleitet aus dem Sinne der Natur — im freien und vollwichtigen Verständnis des Lebens — und ist hingeleitet in den Sinn der Natur — zur Erhöhung und Veredelung, zur Verschönerung und Würdigkeit unseres Seins, in den Grenzen unseres eigenen Wesens, in den Beziehungen zueinander. Die Natur ist dann schließlich der Schlüssel zu allem, der Quell, der laßt, die Heilkraft, die Größe, die Fülle, die Ganzheit. Der Mensch löst sich nicht von ihr los, er ist ein Ganzes mit ihr. Ein Teil von ihr — und ein Ganzes erst durch sie. Eine Selbstverständlichkeit in ihr. Der Mensch ist die Natur selbst, wie jede Pflanze und jeder Stein sie selbst ist. „O, Titus! Mir ist seltsam im Umgang dieser zwei Menschen, die so einzig trefflich sind. Emil ist überall hoch und schön, wie eine große, ruhvolle Aube: sie säugt Kräuter und Blumen, trägt wehende Wälder am Busen und das leuchtende Gletscherflüßchen.“ Ein solcher Vergleich bleibt bezeichnend für einen Dichter, wenngleich in der Diktion der Einfluß eines anderen; Jean Pauls, wieder zu spüren ist. Es ist eine Verwandtschaft mit Goethes Pantheismus, nur ist er hier nicht von der Größe, der Rundung und Vollendung, wie bei Goethe. Dieser, wenn er ins

Kleine geht, lebt im Gefühle des Großen ständig — Stifter lebt sich ganz im Kleinen aus, um zum Großen hinzugelangen. Dem einen ist das Große und Ganze von vornherein Besitz, dem anderen Ziel seines Erwerbens. Aber welche Feinheiten der Naturschilderung hat nicht diese Artung bei Stifter hervorgebracht! Alle seine Dichtungen klingen davon wider — auch Heibel hat es anerkannt — hier lieblich, zierlich, zart, dort schwellend, voll, phantastisch, überall verinnerlicht in der Liebe, lebendig und bewegt in klarer Anschauung, in vollendeter Wirklichkeit. Und ganz und gar süddeutsch, ganz und gar österreichisch. Man muß schon wieder auf den Lyriker zurückkommen. Da tut sich der Gegensatz von Nord und Süd deutlich auf. Vergleicht man etwa mit Sturm — Sturm löste aus dem Dämmer seiner wirklichen Welt in ihrer grauen Gleichmäßigkeit das Leben seiner Dichtung ins Klare, Wechselreiche und Bunte durch eine lyrische Erhöhung, die sein Erleben ist und seine besondere Eigenart ausmacht — Stifter taucht die klare, bunte, mannigfaltige und deutliche Wirklichkeit seines Lebens in den Dämmer, in den Dufthauch, in die glänzenden Schleier seines lyrischen Empfindens und macht sie sich dadurch erst recht zu eigen und macht sie wirksam. Und dieses ist das Österreichische: es behält alles eine gewisse Sachlichkeit dabei. Man hat Stifter mit alten holländischen Malern verglichen. Man kann einen näheren Vergleich finden: man stellt ihn neben seinen jüngstverstorbenen Landsmann Alt. Wie bei diesem geht auch sein Aquarellpinsel jeder Kleinigkeit und Kleinheit nach — wiederholt sich am selben Gegenstande — zählt auf, setzt nebeneinander, Ding um Ding, Stück um Stück, berichtend geradezu — und setzt plötzlich einen Strich hinein, einen Ton, eine Farbe, eine Gestalt, eine Szene — ganz nebenbei, und das Ganze lebt plötzlich dadurch und ist mehr als ein Ausschnitt der Natur, gesehen — durch die camera obscura. Hier höre man das aus dem Verb: „Ein lachendes Gewölbe sprang über die Welt und die grünen Bäume wiegen ein Meer von Glanz und Schimmer“ — hier aus den Gegensätzen: „Da waren die lichten, klaren, glänzenden Lüfte mit den wunderlichen Aprilwolken voll Sonnenbliden — das Zittern der anbrütenden Lenzwärme über den noch schwarzen Feldern — die schönen, grünen Streifen der Wintersaat dazwischen; — dann waren die rötlichen, fahlen Wälder, die an den Bergen hinstanden, m. dem sanften, blauen Dufthauch darüber, und überall auf der farblosen Erde die gepuzten Menschen wandelnd, die so gern die ersten Strahlen der schwachen Lenzsonne und der reinen Luft genießen wollten.“ Und hier nun fühle man es in dem innigen Verjerten treuer Meißerungen, die das kleinste Detail beachten, damit lächelndes Vergnügen und geniehende Liebe das Werk bis ins kleinste durchdringe: „Stille Täler, ganz abgesehen — Wald-einsamkeiten mit ganzen Wollen von Vögeln, die den blauen Himmel anfügen — Ausichten ins Hochgebirge — selbst Schluchten mit sinken Wasserlein, als wärest du in der Wildnis, nicht etwa eine bis zwei Meilen von einer der lebhaftesten Hauptstädte der Welt“ — oder noch einmal diese Beschreibung der Umgebung Wiens: „Ober ich lese eine Nacht aus, in der ich auf einen der Westberge Wiens steige, um den Tagesanbruch über der großen Stadt zu sehen, wie er erst lachte, ein schwacher Lichtstreifen im Osten aufblüht, längs der Donau weiße Nebelbänke schimmern, dann die Stadt sich massenweise aus dem Nachtdunste hebt, teilweise anbrennt, teilweise in einem trüben Goldhauch kämpft und wallt, teilweise in die grauesten Fernhöhen schreitet, und wie der ganze Plan durchsätet von goldenen Sternen ist, die da von Fenstern blicken, von Metallgächern, Turmspitzen, Wetterstangen, und wie draußen das blaßgrüne Band des Horizonts schwarz und sanft durch den Himmel gehaucht ist.“ Um aber einen vollen Begriff zu bekommen, lese man das „Heidedorf“, den „Hodwald“, die „Kartenburg“, „Brigitta“, den „Hagesholz“, um Böhmerland, Böhmerwald, um des Dichters Heimaterde in unübertrefflichen Schilderungen, in malerischer Wirklichkeit, in vollendeten, aus liebendem Vollbesitz geschaffenen Bildern zu schauen. Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen — Kenner des Landes mögen einen noch größeren Genuß hier haben, als wir Fremde. Aber das ist ja gar nicht, worauf es ankommt. Wichtiger ist, daß man sich selbst bei der Lektüre Stifters genießt. Seine Erzählungen machen uns die Jugend lebendig, man genießt sich selbst in ihnen, man genießt mit Kinderaugen und unerkümmelter Herzensfreudigkeit. Eine grüne Wiese und ein Sommertag, ein Wald und eine strahlende Aube, so wie man's einmal erlebt hat. In eigenen Lande ist man im Lande des Dichters — man ist im Lande der Dichtung. Das ist das Bleibende in Stifters Schaffen, daß man von seinen besten Schöpfungen von diesem Zauber umsponnen wird. Dann lauscht man dem Instrumente, das er spielt, man lauscht seiner tönend Orgel. Kein Brausen der Leidenschaft ist darin, aber eine schöne Erregung, nichts Majestätisches und Uebervältigendes, aber die sanfte Großheit des Herzens und die verweilende Herzlichkeit, die Melodiosität der Liebe und die nie schweigende Melodie der Innigkeit. Eine Engelstimme klingt darin, Kinderlaute drängen sich vor, eine ländliche Flöte begleitet leise mit, und manchmal schlägt sie einen scherzenden Triller. Die starke Stimme aber ist die Stimme des Menschlichen, die nie in die düsteren Tiefen sinkt, sondern stets auf einer freudigen Höhe hält, auf der auch Trauer und Leid sich lösen in einem befreienden Lebensinn. Es ist eine Harmonisierend, verschönernd Weltbejahung, der man lauscht, als ob die Welt ihren Pessimismus in einem härteren Abtun ausklingen läßt. Die Schönheit formt die befriedigende Neben.

## Kleines Feuilleton.

hl. „Onkel Sam“ als Verleger. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika dürfte einer der größten Verleger der Welt sein. Das erhellen die stattlichen Summen, die jedes Jahr von ihr für Drucksachen bezahlt werden und die sich z. B. im Jahre 1904 auf 28 323 624 M. beliefen. Schon im Jahre 1852 wurde, wie im „Atlantic Monthly“ angeführt wird, in den Vereinigten Staaten das Kontraktsystem abgeschafft, und ein Vorsteher der öffentlichen Drucksachen wurde ernannt, der das Drucken zu beaufsichtigen hatte. Im Jahre 1860 kaufte der Kongress eine Druckerei, Gebäude usw. Die Regierungsdruckereien haben jetzt etwa einen Wert von 40 Millionen Mark. Die ganze Betriebsanlage bedeckt einen Raum von fast 16 Acres. Zur Einrichtung gehören 300 Tonnen Typen, 60 Setzmaschinen, fast 150 Druckpressen in allen Größen, 600 Elektromotoren usw. Es sind 4000—4500 Personen beschäftigt und die zweiwöchentliche Lohnrechnung beläuft sich auf 400 000 M. Die Zahl der Schriffführer beträgt 1200. Wie viel Material verbraucht wurde, zeigen folgende Zahlen: Während des letzten Rechnungsjahres wurden 8 368 955 Pfund Buchpapier gekauft, die 86 594 572 M. kosteten; etwa 41 000 Ries lotiniertes Papier verschiedener Größe und 5000 Ries geschnittenes Papier, das zusammen 600 000 M. kostet; 57 660 Ries Schreibpapier, das etwa 424 000 M. kostet, 39 270 Pfund Druckerfärbung für 92 034 M.; 216 167 Fuß Leber und 9423 Duzend Häute für 39 161 896 M.; 8015 Stück Buchleinen für 186 733 M.; 5875 Paß und Rollen Blattgold für 13 475 M.; 1 393 350 Pfund Buchbinderpappe für 168 344 M., und die Lithographien, Stiche und Schnitte, die für die Veröffentlichungen der Regierungsdruckerei gekauft werden, kosten 108 897 224 M. Im Jahre 1904 gab die Druckerei der Vereinigten Staaten vierzehn Zeitschriften heraus, von denen drei täglich, drei wöchentlich, eine halbmonatlich und sieben monatlich erscheinen. Sie gab Bände und Streifschriften heraus, die fast tausende verschiedene Themen behandelten. —

### Archäologisches.

k. Aus dem ältesten Ägypten. In Liverpool ist eine Ausstellung von Altägyptern, die Garstang und Harold Jones im vorigen Winter in Hieraconpolis und Esneh entdeckt haben, im Universitätsinstitut für Archäologie eröffnet worden. Die ausgestellten Gegenstände reichen von prähistorischen bis zu spätrömischen Zeiten und sind zum Teil von höchstem Interesse. Zu den allerältesten gehört ein Bruchstück eines Tongeschirrs; aus derselben Schicht in Hieraconpolis stammt ein merkwürdig vollkommen erhaltener Topf, der eine ganz besondere Form hat und fast einer modernen Deckanne mit einer nach unten gefehrten Tülle gleicht, sowie eine schwarz und rote Vase mit spitzem Fuß. Ein großer, vorzüglich gearbeiteter Steinhammer und das Bruchstück eines anderen gehen wohl auf die neolithische Zeit zurück. Derselben Zeit gehören einige schöne und ungewöhnliche Halsbänder an, eins aus gebrannten Tonperlen, ein anderes aus kleinen Arneolablindern und ein drittes aus spiralförmigen Muscheln. Ein Bruchstück einer großen schwarzen Granitvase kann auch aus derselben Periode stammen; ferner sind neolithische Haarnadeln und ein Eisenbeinößel mit einem künstlerisch geschnittenen Stiel mit dem Bruchstück eines Figürchens gefunden worden. Aus Esneh kommt eine schöne flache Gontelbasse aus sogenanntem blauen Marmor; die Gontel sind aus Gänsefüßen gebildet. Abgesehen von der Art der Bearbeitung ist dies ein merkwürdiges Beispiel davon, wie viele Mühe sich der Künstler gegeben hat, auch die beim Gebrauch nicht sichtbaren Teile des Gegenstandes zu verzieren. Eine Alabasterbasse desselben Fundes hat genau die Form eines modernen Eierbeckens, ist nur größer. Diese beiden Funde scheinen etwa der 12. Dynastie anzugehören, ebenso ein Stab, der den in Theben und anderwärts entdeckten Amuletten oder elfenbeinernen Zauberstäben ähnelt und wie sie an der Spitze einen Schakalkopf hat. —

### Bergbau.

ie. Die Goldschätze Australiens. Was für ungeheure Reichtümer das Festland von Australien an Gold beherbergt, geht allein daraus hervor, daß der Goldgewinn dieses Gebiets im letzten Jahr, von dem ein genauer Bericht vorliegt, also von 1903, fast 326 Millionen Mark betragen hat, was allerdings den größten bisher erzielten Wert darstellt. Gegen das Jahr 1902 war eine Steigerung von rund 30 Millionen Mark zu verzeichnen. Der australische Goldbergbau hat mancherlei Schwankungen erfahren. Im „Goldenen Zeitalter“ Australiens, wie das Jahrzehnt 1851—60 allgemein genannt wird, erreichte die Goldausbeute die ungeheure Summe von 2 Milliarden und 133 Millionen Mark. Ein Tiefstand trat im Jahre 1886 ein, denn damals erzielte der Goldbergbau nur einen Gewinn von knapp 90 Millionen Mark. Seitdem ist ein regelmäßiger Aufschwung zu verzeichnen gewesen, der hauptsächlich durch die Entdeckung der strotzenden Goldlager von Westaustralien herbeigeführt worden ist. Auch das „Goldene Zeitalter“ ist jetzt geschlagen, denn in dem Jahrzehnt bis Ende 1903 betrug der Wert der Goldproduktion erheblich über 2½ Milliarden oder genauer 620 Millionen mehr als in jenem berühmten Jahrzehnt. In der Geschichte des gesamten Goldbergbaues der Erde gibt es keine Parallele für diesen Aufschwung. Jeder der australischen Staaten

hat daran mitgearbeitet, Victoria bis 1898 weitaus am meisten, ist aber dann von Westaustralien überflügelt worden. Bis Ende 1903 betrug die Menge des in Victoria aus der Erde gezogenen Goldes etwa 66¼ Millionen Unzen im Wert von 5336 Millionen Mark oder mehr als die Hälfte des Gesamtwerts der Goldproduktion von ganz Australien, der auf rund 8600 Millionen zu veranschlagen ist. An zweiter Stelle steht, wenn der Gesamtbetrag seit Beginn der Goldgewinnung in Anschlag gebracht wird, Queensland mit etwa 1166 Millionen, dann folgen Neu-Südwaales mit 1018 Millionen, Westaustralien mit 964 Millionen und ferner in weitem Abstand Tasmanien mit 110 und Südastralien mit 51¼ Millionen Mark. Goldhaltige Quarzgriffe haben ihre größte Verbreitung in Victoria, wo einige Minen bereits eine sehr erhebliche Tiefe erreicht haben. Im berühmten Bezirk von Bendigo gibt es 8 Bergwerke, die schon über 900 Meter und 14, die über 750 Meter hinabgehen. In der Victoria-Mine sinkt ein Schacht bis 1050 Meter, ein anderer in der Lazarus-Mine bis 1017 Meter. Im Jahre 1905 wurde in einem Bergwerk, das gegenwärtig das tiefste in der ganzen Welt überhaupt sein soll, aus 1267 Metern unter der Erdoberfläche Gold hervorgeholt. Der Abbau von goldhaltigem Schwemmsand vollzieht sich dagegen fast immer in der Nähe der Oberfläche und ist gleichfalls über fast alle Staaten des australischen Bundes verbreitet. In Victoria wurden in den Sanden Goldklumpen bis zu 30 Pfund Gewicht gefunden, ferner wird Gold auch durch Fischen in Strömen mit goldhaltigem Schlamm gewonnen. In Victoria sind allein 51 solcher Anlagen in Betrieb. Dieser besondere Zweig des Goldbergbaues beschäftigt jetzt etwa in Victoria allein 1100 Arbeiter, während in Neu-Südwaales noch 14 weitere Anlagen dieser Art hinzukommen. Die Hauptmasse des australischen Goldes wird aber aus Quarzgriffen direkt gezogen, was häufig eine erhebliche Kapitalanlage erfordert. Die reichsten Felder in Victoria sind die von Bendigo und Ballarat, die jetzt schon ein halbes Jahrhundert ununterbrochen bearbeitet werden, ohne Anzeichen einer Erschöpfung zu zeigen. Dort sind 25 000 Arbeiter tätig. In Queensland ist der Bezirk von Charters Towers der eigentliche Mittelpunkt der Goldindustrie, der immerhin noch nicht 10 000 Menschen beschäftigt, darunter etwa 500 Chinesen, die auf eigene Rechnung arbeiten. In Neu-Südwaales liegt die wichtigste Mine beim Berge Woppy bei Cobarr, die sich erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit entwickelt hat und ein außerordentlich reiches Erz liefert. In den letzten 6 Jahren hat Westaustralien den ersten Rang unter den australischen Staaten in der Goldproduktion eingenommen, und der dortige Jahresertrag ist noch in dauernder Zunahme begriffen. Die Minen des Ost-Coolgardiefeldes sind die reichsten Goldlager der Welt. —

### Humoristisches.

— Der Gratulant. Herr: „Meine herzlichste Gratulation, Fräulein Meier. Ich las in der Zeitung, daß Sie sich mit dem Inspektor Müller verlobt haben.“  
Fräulein: „Das bin ich nicht, sondern ein ganz anderes Fräulein Meier.“  
Herr: „Ach, das tut mir leid; na, unter uns, seien Sie froh, daß Sie den Lump nicht gekriegt haben!“ —  
— Bescheiden. Doktor: „Ihr Husten gefällt mir gar nicht.“  
Patient: „Einen besseren habe ich leider nicht.“ —  
(„Lustige Blätter“.)

### Notizen.

— Walter Crane wird im November bei Bell, London, ein Buch „Kunstideale“ erscheinen lassen, das hauptsächlich seine Vorlesungen vor der Kunsthandwerkerzunft zum Inhalt hat. —  
— Neue freie Volkshöhne. Nachdem die mehrfach aufgeschobene Eröffnung des Deutschen Theaters nunmehr stattgefunden hat, geht als erste Extravorstellung diesen Sonntagmorgen Leffings „Minna von Barnhelm“ mit Frau Agnes Sorma in der Titelfolle in Szene. Karten für Mitglieder a 1 M., für Gäste a 1,25 M. sind in allen Zahlstellen zu haben. —  
— „Das bißchen Liebe“, ein neues vieraktiges Schauspiel von Marie Madeleine geht am Sonnabend im „Intimen Theater“ zu Nürnberg zum erstenmal in Szene. —  
— Sardou hat in den letzten vier Jahren allein von einem amerikanischen Bühnenleiter 1875 000 Fr. Lantienmen bezogen. —  
— In den letzten neun Jahren wurden insgesamt 6159 Köpfe von Giftschlangen an den Tiroler Landesauschuss eingeschickt, davon 4887 aus Wälschtirol. Die Prämie betrug im Jahre 1898 2 Kronen für den Kopf; seit 1898 werden nur noch 60 Heller (60 Pf.) bezahlt. —  
t. Die elektrische Küche hat während der großen Elektrizität Ausstellung in London eine glänzende Probe ihrer Leistungsfähigkeit abgelegt. In einem Saale wurden 65 eingeladene Gäste gespeist, während das große Diner auf elektrischen Kochherden in dem Raume selbst zubereitet wurde, ohne daß darin auch nur der geringste Küchengeruch bemerkbar wurde. Der Gastgeber versicherte, daß der Gesamtpreis für elektrischen Strom zur Bereitung des Essens rund 5 M. gelostet hätte. —